

ahmed, beled weyn

der eingang zu ahmeds wadi ist von der küstenebene aus mit blossen auge kaum zu erkennen, haifa, ahmeds urgrossvater, hatte ihn im vorvorderen jahrhundert mit steinblöcken und sukkulentem borstengewächs zugebaut, in der absicht, die seinen vor dem invasiven heilswahn der europäer zu bewahren. das ist ihm nicht gelungen. doch tobten mehrere stammesfehden am wadieingang vorbei, ohne indessen haifas sippschaft etwas anhaben zu können, denn die enklave hinter der verbauung erwies sich als uneinnehmbar, und selbst heute, nachdem die koordinatenachsen des felsplateaus wiederholt satellitenkartographiert worden sind, sieht der eingang immer noch aus wie eine natürliche wand: wild, ockerglitzernd im lichtspiel der morgensonne und belanglos für die zahllosen bürgerkriegsstrategen der jüngsten generation.

das wadi hat die form eines springbockhorns, zierlich gewunden, verjüngt zum hornende hin. die hänge geröll, fels, formationen. am kamm kerbränder, in den tiefen braunes gelb, ausgetrocknete lehmpools, deren dünne oberhaut aufgeplatzt ist. stoppeliges kraut umfasst die zernarbten flächen, vereinzelte sträucher. schlangen hausen hier, echsen, kröten. unruhig die aasvögel darüber.

es ist hell, es ist still. tau bindet sand mit staub. morgenlicht, messerscharfes wüstengras, es blitzt.

ein kind tritt aus einer hütte. ahmed.

ahmed reckt sich, gähnt, tritt über den dreschplatz zum ziegengehege. ein brusthoher kreisrunder steinwall aus löchrigem bruchfels umfasst das gehege; dürre zweige, in die mauerkrone gesteckt, halten kleine räuber fern, wüstenfüchse, wildkatzen. in der mitte steht ein granatapfelbaum, in dessen geäst hängt ein unvollständig verzinktes wellblech, seit jahren schon, mittlerweile sind die darunterliegenden äste elfenblass und spröde, ahmed hat noch nie früchte daran gesehen.

eine halde aus losen münzengrossen schwarzglitzernden schieferplättchen bildet den engen abschluss des wadis, ein serpentinenpfad führt auf die plateau-ebene in die unendliche weite des afrikanischen kontinents. hohes licht, warmsilbernes gräsermeer. futterplatz in friedenszeiten, minenfeld seit kindergedenken. den pfad haben die dämonen übernommen, in der ewigkeit der kriegsjahre verdunkelten sich die fünf häusergrossen felsbrocken im schieferhang, sie blieben verhärtet und schwarz selbst in der schattenlosen mittagsglut, sie wehklagten, sie blieben sitzen, wie pensionäre in der arena, übermächtig, sprachlos. gewordene urahnen.

dedededede, ruft ahmed den ziegen entgegen. ededededed, ruft das echo zurück.

am offenen hornende duckt sich ahmeds dorf. ein vogelnest im schutze des plateaurandes. eine sippschaft hatte einst ein wadi erkundet und es zu ihrem winterquartier bestimmt. steine wurden geschleppt, erdreich gesammelt, dung geschichtet, algen gestreut. tagelang, korbweise. terrassen entstanden, quadratmeterklein. familienfelder, jahrtausendalte geborgenheit. lehmbauten kamen dazu, schilfhütten, unterstände. viehkoppeln aus gebundenen strandholzknüppeln, ein dreschplatz, zwei feigenbäume. eine wäscheleine aus grosswild darm. seit einigen jahren liegt ein wasserschlauch beim brunnen, die öffnungen sandverstopft, eine spinne hat ihre eier darin deponiert. unter dem blattwerk einiger sträucher liegen verrostete gerätschaften, eine zerfetzte männerhose, eine autositzbank. an der plateauclippe steht ein johannisbrotbaum, seine äste sind grau und dürr und tot, sie ragen wie hexenfinger in den horizont des indischen ozeans.

über der dachöffnung von omas hütte quirlt rauch, er kriecht über versandete äcker, über geröll, streicht um die nasen der fünf felskolosse, verliert sich, wird dünn, wird himmel. oma, denkt ahmed, verbrennt ihr altes t-shirt, mit der mottenden glut kocht sie sich zum frühstück ihre milchpulverbrühe.

ich sollte mich beeilen, sonst kriege ich nichts.

kann ich etwas dafür, dass ich trödle? seit massahs tod sitzt mir die dämmerung im kopf, den ganzen tag über kann ich nicht denken. nur nachts denkt es mir von allein. einen baum, einen einzelnen baum denkt es mir, eine frucht, eine einzelne frucht, sie hängt an dem baum, sie wächst jeden morgen von neuem aus einem ast heraus und sie ernährt und sättigt jeden morgen von neuem eine ganze familie einen ganzen tag lang.

dedede! lililihhh! koooommt!

unter dem plateau die küstenebene, in der dürre der landschaft ein sattgrüner fleck, zehn, fünfzehn kilometer im quadrat. die konzernplantage. obst, bewässerungsanlagen, kettenhunde. lagerhallen, ein dutzend pavillons, eine doppelreihe maschendraht mit abgewinkelter stacheldrahtkrone. von der küstenschnellstrasse zweigt ein fahrweg zu der plantage ab, er endet

vor einem riesigen metalltor. vor dem tor stehen männer, tag für tag, ihre blicke weilen fern, ihr geist strömt weg, wer eine zigarette hat, reicht sie weiter.

die obstbäume in der konzernplantage sind gar keine obstbäume, hatte massah, ahmeds vater, gesagt, es sind geisterwesen, geisterbäume. baumobstgeister. es sind, hatte er gesagt, wundermaschinenbäume, denn sie kennen keine jahreszeiten, jedes einzelne dieser bäumchen produziert früchte ohne unterlass, tag und nacht, winter wie sommer, monat für monat, stunde um stunde.

die geister, sagte er, haben uns die verstörtheit des alltags gebracht.

ahmed hat das ziegengehege erreicht. wilder spargel wächst aus den ritzen der einfassungsmauer, fingerlange dorne beschützen die zarten stängel in ihrer mitte. ein flugzeug steht am dunstlosen himmel, sein kondensstreifen verblasst über der plateaulinie, ahmed stellt sich vor, er würde winken und jemand aus dem flugzeug würde zurückwinken.

er stösst das gatter auf. die rote stiert und starrt auf den kot vor ihren hufen. kann sein, sie ist krank, denkt ahmed, ein skorpion mag sie ins bein gezwickt haben, eine schlange vielleicht. oder sie hat etwas unverdauliches gefressen, die weggeworfenen klebrigtränenden mignonakkuzellen aus omas transistorradio, den hals einer colaflasche, eine genossenschaftspatronenhülse, wer weiss.

ein sonnenstrahl tastet im granatapfelbaum nach halt, ein luftwirbel kichert ihm entgegen, grünes licht streicht über die rücken der ziegen. ein käfer krabbelt über die endlose sandpiste des geheges, zwei eidechsen schlittern über verblichenes giesskannengranulat.

massah, mein vater, siehst du nicht? wir hungern uns dem eigenen abschied entgegen, einzig oma tut, als sei das nicht schlimm, doch es ist schlimm, seit deinem tod spazieren die geister im wadi umher, sie schleichen um unsere hütten, um die verlassenen herde, sie schauen den zurückgebliebenen über die schulter, den greisen, den kindern, sie spucken in den bohnenbrei, damit er ungeniessbar werde, sie machen fama, deiner jüngsten frau, schöne augen, sie legen oma hindernisse vor die füsse, oma bemerkt das gar nicht, sie entschuldigt ihr stolpern als unachtsamkeit, doch sie kreischen vor freude, die geister, lautlos, sie hüpfen, sie tanzen, sie fressen uns das wenige feuerholz weg, den talg, die hirse, die kochlöffel, die turnschuhe, unsere spiele, unser lachen.

dededede, kooooooooommt!

massah starb, sechsunddreissigjährig, vor den toren der konzernplantage über kimme und korn.

wir sind reich, hatte er oft gesagt, wir sind reich, wir besitzen ziegen, schafe, rinder, hühner, ein tragtier; felder, bäume, linsen, bohnen. und hirse. und werkzeuge. einen brunnen.

von den ziegen sind zwei übrig. geblieben.

ziegen, denkt ahmed, sind zäh, sie begnügen sich mit dem, was sich in den geröllhalden finden lässt: vertrocknete grasnarben, dornengestrüpp; staubige windböen, hartblättrige verlorenheit, scharfkantige illusionen. manchmal naschen sie, übellaunig, an einem aufgeplatzten kakteenstrunk, sie spreizen die vorderbeine, meckern, richten ihre schiessschartenpupillen auf ahmeds siedlung und geben erst ruhe, wenn ihnen jemand aus dem dorf mit lieblicher faltetstimme ein schimpfwort zuruft oder wenn ihnen im traum des mittäglichen hitzestaus wie angeschossen eine herde ziegenböcke gegenübersteht.

die rote hinkt ins freie, die schwarzbraune, die jüngere, schnuppert zu omas hütte hinüber, schliesslich läuft sie der roten voraus über den dreschplatz. vor den verwitterten holzbohlen des brunnenschachtes bleibt sie stehen, ein weissblecheimer mit dem kupfernen henkel aus blitzableiterdraht genuesischer herkunft hängt an einem pfofen, ein glattbehauener, beinahe kugelrunder mannshoher stein stösst an die brunnenmauer. dahinter, mehrere wochen entfernt, liegt mekka.

du solltest nach mekka pilgern, hatte massah am vorabend seines todes zu ahmed gesagt, bevor die soldaten dich holen.

ahmed ist zwölf jahre alt.

mit etwas glück, sagt er sich, könnte ich in der abenddämmerung durch ein loch im zaun der plantage schlüpfen. ich könnte eine handvoll obst stehlen, ich könnte die marktstadt erreichen, von dort fahren laster in die hauptstadt, und von dort segeln boote nach mekka. in mekka leidet niemand hunger.

pilgern. den hunger wegpilgern. die bitternis der globalen versorgungstaktik erwandern. die süsse im vakuumverpackten mitleid der westlichen irritationshäppchen erträumen. mit der macht der gutgläubigkeit in die gesamte nährsumme des universums hineinbeissen. fühlen, wie sich das anfühlt.

ich müsste mich unsichtbar machen, die konzernplantage wird von soldaten bewacht, vielleicht von meinen beiden brüdern. sie würden auf mich schiessen, sie kennen mich doch gar nicht mehr, ich habe sie vor drei jahren zum letzten mal gesehen.

ahmed ist sich nicht sicher, ob massah stolz war auf seine söhne. er war eher traurig, denkt er nun.

vor dem brunnen zerfransen ameisen hirsesprenu, eine libelle kreist darüber. am ende des wadis lässt sich ein raubvogel auf dem haupt eines felskolosses nieder, er äugt, putzt sich das gefieder, ruckt und äugt und putzt: ihm entginge keine unregelmässigkeit.

ahmed verschiebt die bretter auf dem brunnenschacht. eine öffnung entsteht, weit genug, den eimer durchzulassen.

wenn seine vettern, seine freunde, seine schwestern, wenn alle gleichzeitig mit ihm die ziegen betreuten: den zwei tieren stünden acht ballonbäuche gegenüber. wenn seine brüder ins wadi zurückkehrten: mit einem sack voll hirse. wenn sie dablieben: gebannt von der sehnsucht nach ihrer familie, gefesselt von den ahnen, von deren weisheit, von deren trost. wenn sie im morgengrauen die felder bestellten: halb im traum noch von der jagd, vom feuerschein, vom trommelklang, dem rhythmus aller seelen.

wenn oma samen nach hause brächte. stecklinge. winziggrünkeimende pflänzchen. ich würde sie pflegen, oma, ich würde sie bewässern, ich würde den schlauch reparieren, ziegenmist auf die terrassen tragen, vorher die unkrautbüschel ausreissen, die erde lockern. ich würde es tun, oma.

ein zwitschern im baum, ein zischeln im stein. der schatten einer ratte. ahmed hört, wie tief unten der eimer im wasser aufsetzt. er blickt zu omas hütte, der qualm ist verschwunden, ein dunstfaden steht über der stille der hütten.

deine brüder, ahmed, sind fanatiker.

meine brüder, oma, sind hungerlos glücklich.

oma hatte vergangene woche akunna, ahmeds ältester schwester, erlaubt, sie zur entwicklungshilfestation zu begleiten, zu einer lagerhalle unweit der tankstelle an der küstenschnellstrasse. auf dem rückweg trug akunna die beute, zwei leinensäcke. den einen, gefüllt mit mehrjährig haltbarer instantnahrung, balancierte sie auf dem kopf; der zweite war leicht, sie konnte ihn in der hand tragen, vier südseebunte, meisterhaft gebügelte damenblusen aus einer norwegischen stiftung waren darin, obendrauf schaukelten omas durchlöchernde sandalen, oma hatte sie den stationsfrauen vorgezeigt, ungläubige christenschwestern allesamt, dennoch, es hatte geholfen, oma hatte bordeauxrote lederschuhe erhalten, die sie den ganzen rückweg über in der rechten hand vor akunna hertrug, singend, mit erhobenem haupt; erst beim wadieingang hatte sie sich die zierlichen schuhe über ihre unförmigen, vertrockneten füsse gestreift.

nur ihm, hatte oma auf dem weg gesungen, nur ihm, dem gesang, sind einbildung und wirklichkeit geschwister, und nur er, der gesang, kann den bürgerkrieg und den hunger und die krankheit und die wehmut und die angst und den zorn und den frevel und die sündflut und den mutwillen den männern ausreden, und nur er, der gesang, kann die trauer und das lachen und die unschuld und die hoffnung, das spiel und die verantwortung und die vorsehung den kindern erklären.

ahmed kurbelt wasser ans licht, die rote kräuselt missmutig die oberlippe, zeigt zwei reihen zähne. eine museale installation aus sandbraunen filterzigarettenstummeln.

manchmal zeichne ich leben in den sand, masken und gesichter, fratzen mit augen und fratzen ohne augen. manchmal ritze ich ein wort in den fels, ich addiere zahlen und bete und singe vor mich hin, manchmal lese ich eine kleine geschichte oder ein gedicht. manchmal erkläre ich abends meinen schwestern die eigenart des tages, meine gedanken, meine befürchtungen, und hernach hören wir die rundfunkworte der aussenwelt.

manchmal fühle ich, dass sie mich belauern, die geister, ich tue so, als sähe ich sie nicht, ich kaue wie zum zeitvertrieb an einer wurzel, ich tue, als hätte ich keinen hunger. manchmal habe ich glück, sie lassen sich ablenken und ich schlendere dann zu meinem versteck, ohne eile, nur so. ich werfe einen blick auf meine schätze. ein leeres zeichenheft; ein abziehbild; zwei bücher, geographie und geschichte, europäische. daneben mein hartholzspeer, meine armringe. ein faustgrosser aufziehbarer jeep, ein gameboyskelett. eine blechbüchse enthält buntstifte, kreide, radiergummi; in einer kartonschachtel steckt ein solarmodul, führe ich beide drähte in den mund, kitzelt es auf der zunge. nicht alle sachen gehören mir, ich habe sie aufbewahrt, denn ihre besitzer sind nach und nach weggegangen. nur ihre verlassenschaft mehrt sich.

wenn das land, sein licht anders wäre. sein beben, sein summen, sein glimmen.

massah, massah, weshalb überleben sie den bürgerkrieg, die bäume der konzernplantage? keine granate fetzt sie entzwei, kein gewehrschuss trifft sie ins mark, kein panzer rollt über sie hinweg, keine überschwemmung, keine trockenheit berührt sie, über insektenplagen lachen sie,

die obstmaschinenwunderbäume, deren aura, deren wurzeln, deren früchte verhext sind, verwünscht, verzaubert.

ahmed giesst lehmiges trübwasser in den holztrog. sandkörner wirbeln, den ziegen zittern beim trinken die stummelschwänze, der roten wackelt die linke ohrmuschel, gleichzeitig blinzelt sie eine fliege aus dem augenwinkel.

ahmed träumt obst.

er beisst in eine frucht, kraft strömt, blut pulst, die frucht geht weiter, an seine schwestern, an seine vettern, an seine freunde. diese reichen sie wieder weiter, an oma, an fama, an murat den beinlosen, jeder beisst ein stückchen ab, und den letzten rest, kaum die haut der zauberfrucht, geben sie den ziegen, den schafen, den kamelen, und sie spüren, dass sie von dem einen kleinen bissen einen ganzen tag lang satt sein werden, und sie lachen und kauen und schlucken, denn es ist ein geschenk des himmels, und sie tanzen, sie sehen den widerschein des feuers selbst am helllichten tag, sie hören klang und gesang und stimmen, sie fühlen geister, jene geister, die über den tag wachen und jene, die über die nacht wachen und jene, die der konzernplantage leben einflüstern, sie sehen jene geister, die den tieren die sturheit wegstreicheln und jene, die der versöhnung alle zeit einräumen, sie massieren einander die bäuche, ahmed und seine familie, wischen tränen, umarmen tote, umarmen alle toten, denen sie je begegnet sind und denen sie je begegnen werden, sie umarmen alte bäume, verkrüppelte sträucher, gräser, blumen, samen, und sie tanzen, tanzen den tanz der ewigen, den tanz der gesättigten, den tanz der tanzenden.

ahmeds blick gleitet zu den terrassen, wandert ins geröll. algenduft streicht in das horngewundene wadi, salz weht hinterher, es weisselt bäume, verbrennt die haut, blockiert den atem, den tag, das sein. die stimme des ozeans, allgegenwärtig, grollt und rauscht über die küstenebene, wird leiser, ein flüstern noch, stirbt am riesigen wall des plateaus, wird zum hauch der erde, zum schein des lichts. in der ferne, wo sich staub und wasser zu einer einheit verdichten, sieht ahmed ein boot, er sieht sich darin sitzen, er hält die ruderpinne, um ihn herum wogt das meer, er blickt zurück, fixiert die küste, sieht die konzernplantage, sieht den in der sonnenglut zitternden plateaükörper. und da, inmitten dieser dunkelmassigen endlosen plateaulinie sieht ahmed sein wadi, er sieht die fünf häusergrossen schwarzen felskolosse, er sieht die erbärmlichen hütten, die beiden ziegen, sieht oma, sieht sich selbst, wie er neben dem brunnen steht, allein, vergessen in einem krater am ende der welt. er wünscht sich, er befände sich in einem wadi und das wadi befände sich in der wirklichkeit.

sand rieselt, eine zikade schweigt.

über den plateaुकamm blinzelt die sonne, felshänge wandern über terrassen über feld über schilf. am wurzelpfahl einer distel registriert eine erdkröte das morgenlicht, sie spürt das verhängnis, gräbt, rückwärts, bettet sich in kühlen sand.

der trog ist leergetrunken. ahmed verscheucht die tiere mit einem klaps auf den rücken, die schwarzbraune klettert los, sie erschnuppert die weichheit der morgenluft. die rote zieht hinterher, wie auf stelzen macht sie einen schritt, einen halben, einen kleinen halben, bleibt stehen, zupft gras und halm aus fels und stein.

in den geräteschuppen der plantage surren dieselgeneratoren eis in die kühlchränke, jeder vorarbeiter hat einen eigenen kühlschrank, jeder kühlschrank ein eigenes schloss. vor dem zufahrtstor prüft ein wachsoldat die ladepapiere eines sattelschleppers, er umkreist das gefährt, lüftet die plane, winkt den fahrer durch. in einer stunde wird der laster wieder hinausrollen, ein gabelstapler wird ihn voll beladen haben, er wird, von militär eskortiert, in die küstenschnellstrasse einbiegen und erst halt machen, wenn er am nationalen frachtflughafen angelangt sein wird.

die christen, sagt oma, erzählen ihren kindern die geschichte vom verlorenen paradies. eine schlange kommt darin vor, ein obstbaum. eine verheissung, eine versuchung.

ahmed schlendert zu omas hütte, im gehen stellt er sich vor, in deren festgestampftem rund, zwischen feuerstelle und bastmatte, zwischen näpfen und töpfen, körben und krügen, zwischen opferschalen und transistorradio befände sich ein einzelner, unübersehbarer keramiktopf und in diesem einen keramiktopf befände sich eine einzelne pflanze und aus dieser pflanze wüchse täglich eine einzige familiensättigende frucht.

ahmed stellt sich vor, er schlendere in alle anderen hütten in allen anderen dörfern und überall fände er den gleichen topf mit der gleichen pflanze mit der selben frucht.

ahmed geht schluckt denkt maisfladen hirsebrey bohnen.

schwingt den stock, schlägt steine tot.